

Red. u. Redaktion  
Dresden-Neustadt  
11. Reizner Gasse 4.  
Die Zeitung erscheint  
Dienstag,  
Donnerstag und  
Sonntag  
früh.

Abonnements-  
Preis:  
vierteljährl. 1.50.

Zu beziehen durch  
die hiesigen Post-  
anstalten und durch  
unser Boten.  
Bei jeder Lieferung  
ins Haus erhebt die  
Post noch eine Ge-  
bühr von 25 Pfg.

# Sächsische Vorzeitung.

Ein unterhaltendes Blatt für den Bürger und Landmann.  
Amtsblatt für die kgl. Amtshauptmannschaften Dresden-Altstadt und Dresden-Neustadt,  
für die Ortshauptmannschaften des kgl. Amtsgerichts Dresden, sowie für die kgl. Forstrentämter Dresden,  
Tharandt und Moritzburg.

Verantwortlicher Redakteur und Verleger Herrmann Müller in Dresden.

Inserate  
werden bis Montag,  
Mittwoch u. Freitag  
Mittag angenommen  
und kosten:  
die 1 Spalte 15 Pfg.  
Unter Eingeband:  
30 Pfg.

Inseraten-  
Annahmestellen:  
Die Arnoldische  
Buchhandlung,  
Invalidenthal,  
Dalenstein & Vogler,  
Rudolf Woffe,  
G. L. Daube & Co.  
in Dresden, Leipzig,  
Hamburg, Berlin,  
Frankfurt a. M.  
u. s. w.

Nr. 80.

Sonnabend, den 9. Juli 1887.

49. Jahrgang.

## An das inserirende Publikum!

Bei Aufgabe von kleineren Inseraten ersuchen wir die geehrten Besteller von hier und auswärts, den Betrag dafür (pro 1-spaltige Zeile = 12 Silben 15 Pfg.) gefälligst gleich zu entrichten oder in Briefmarken einzusenden zu wollen. — Die Inserate müssen am Tage vor Erscheinen des Blattes bis 12 Uhr mittags in unserer Expedition sein.

Die Verlags-Expedition.

## Politische Weltschau.

**Deutsches Reich.** In einer hochofficialen Korrespondenz aus Berlin wird darauf hingewiesen, daß es vollkommen gerechtfertigt erscheine, wenn ein Ausländer in dem Staate, wo er seinen Wohnsitz genommen habe, im Allgemeinen auch zur Steuerzahlung herangezogen werde. In dem er die Vortheile der Einrichtungen des betreffenden Staates genieße, müsse er naturgemäß auch zur Unterhaltung derselben beitragen. „Ebenso fest steht es jedoch“ — so fährt die erwähnte Korrespondenz fort — „daß die Ausländer von allen solchen Leistungen, die mit ihrem Rechtsverhältnisse zum Vaterlande unvereinbar sind, wie z. B. vom Militärdienste, befreit sein müssen. In dieser Grundsatz aber anzuerkennen (und ihn nicht anerkennen, heißt in die Zeit des barbarischen Zeitalters zurückgreifen), so darf auch von dem Fremden dafür keine Steuer gefordert werden, daß er des Militärdienstes enthoben ist; denn das hieße, ihm eine ganz besondere, durch nichts gerechtfertigte Abgabe, nur aus dem Grunde, weil er Fremder ist, auferlegen. Mit obigem Grundsatz im Widerspruch steht nun die Vorlage, welche soeben in der französischen Deputirtenkammer eingebracht ist und wonach die Fremden, da sie nicht zum Heeresdienste herangezogen werden können, für ihre Befreiung von jener Pflicht eine besondere Steuer entrichten sollen. Trift jene Vorlage in Kraft, so würde Frankreich mit dem oben angeführten völkerrechtlichen Grundsatz brechen und die anderen Regierungen veranlassen, alle im Auslande befindlichen Franzosen, einfach weil sie Franzosen sind, einer besonderen Steuer zu unterwerfen. Namentlich für uns Deutsche scheint jetzt der Moment gekommen zu sein, die Frage in Erwägung zu ziehen, ob nicht alle deutschfeindlichen Bestimmungen, welche in Frankreich zur Ausübung kommen, in Deutschland und namentlich in den Reichslanden mit entsprechenden franzosenfeindlichen Maßregeln zu beantworten sind. — Im Anschlusse hieran verdient ein Artikel der „National-Ztg.“ Er-

wähnung, welcher ebenfalls gegen Frankreich gerichtet ist und darlegt, daß das Verhältniß zwischen uns und unseren westlichen Nachbarn mit der Zeit ein ganz unheimliches geworden ist. Das Blatt weist zunächst darauf hin, daß, wie die Verhandlungen des soeben in Leipzig stattgehabten Landvertrathsprozesses ergaben, die verschiedenen Pariser Kabinette, welche seit dem Jahre 1871 am Ruder gewesen sind, stets gegen Deutschland konspirirt haben, indem sie Unterthanen dieses Staates zum Verrathe an ihrem eigenen Vaterlande verleiteten. Dann fährt das Blatt fort: So dringen wir wünschen, daß die Schrecken eines neuen Krieges zwischen den beiden Nationen vermieden werden, so dringend fordern wir die Franzosen auf, auf der Bahn dieser gefährlichen Provokationen einzuhalten. Bereits anlässlich der Verhaftung Schnäbele's war die Kriegsgefahr eine drohende, als man meistens annahm. Wenn aber auch damals die deutsche Regierung sich auf eine schweigende Defensiv beschränkte, so blieb doch ein Stachel zurück und neue Verbitterung ist gesät worden. Die „Republique française“, das Organ des jetzigen Ministeriums, spricht von dem erstaunlichen Romane, den der Ober-Reichsanwalt v. Tessenborn in Leipzig vorgetragen habe und wendet ihr sentimentales Mitleid den unglücklichen Opfern der deutschen Justiz zu. Nach diesem Profestücke seitens des am Reisen gemäßigten Pariser Organes mag man beurtheilen, was diejenige Presse leistet, die aus der Deutschenhege ihre Specialität macht und das thun bekanntlich fast sämtliche Blätter in Frankreich. Die Saat des Hasses gegen Deutschland, die seit siebzehn Jahren ausgesät worden ist, steht heute in üppigster Blüthe. Kann man dem deutschen Reiche als solchem auch nichts anhaben, so findet sich doch hier und da ein Deutscher innerhalb der französischen Grenzen, den man ungestraft verleumden, beschimpfen und verwehmen darf. Tag für Tag füllen einzelne Blätter ihre Spalten mit namentlicher Aufzählung der in Frankreich wohnhaften Deutschen und derjenige wird ein Verräther des Vaterlandes genannt, der mit den „Prussiens“ verkehrt oder sie gar beschäftigt. Der Fremdenhass, der so geizt ist, wendet sich weiter wachsend auch gegen andere Ausländer auf Frankreich's ungaslich gewordenem Boden. Die Gesetzgebung in Frankreich arbeitet am Raschesten und Durchgreifendsten, wenn Reid und Eifer sucht gegen das Ausland sie in Bewegung setzt und bereits sind die Kammern mit einer Reihe von Vorschlägen zu Ausnahme Gesetzen gegen das Ausland beschäftigt. Und was hat nun Frankreich damit erreicht, daß es seine Seele so ganz mit Hass, Feindschaft und Bitterkeit gegen Deutschland erfüllte? Die Republik steht in ihrem siebenzehnten Lebensjahre, dem kritischen Alter aller französischen Staats-

verfassungen dieses Jahrhunderts und es sprechen und träumen denn auch bereits alle Parteien nur noch von Verschwörungen und Staatsstößen. Erfolgreicher aber als alle Feinde der Republik arbeitet diese selbst an ihrem Untergange. Der Haß, der gegen das Ausland gezüchtet worden ist, wüthet auch nach Innen; nur von Tag zu Tag vermag sich ein Kabinett durch unnatürliche Koalitionen zu halten. Mehr und mehr bemächtigt sich der Allgemeinheit der Gedanke, daß es so wie jetzt unmöglich weiter gehen kann. Welche Stellung das Ausland aber zu Frankreich einnimmt, das zeigt das Fiasco, welches die Pariser mit dem Projekte der Weltausstellung gemacht haben. Der Haß Frankreich's hat Deutschland bis jetzt noch nicht viel geschadet; aber Frankreich sollte endlich erkennen, daß Haß und Verbitterung nicht die Grundlagen sind, auf welchen ein Kulturstaat in unserer Zeit zur inneren Ordnung und äußeren Macht gelangen kann.

Auch die österreichische Presse spricht sich in höchst pessimistischer Weise über die zur Zeit zwischen Frankreich und Deutschland bestehenden Beziehungen aus. So schreibt z. B. das „Neue Wiener Tageblatt“: „Das Verhältniß, wie es sich neuerdings zwischen jenen beiden Staaten gestaltet hat, muß die ernstesten Besorgnisse rechtfertigen. Dasselbe ist düsterer als jemals seit dem Kriege 1870-71, ja es erscheint beinahe hoffnungslos. Man muß bis zum Mittelalter zurückgehen, um Verhältnisse anzutreffen, wie diejenigen, in welchen die Deutschen in Frankreich sich befinden. Wenn sich der Patriotismus der Deutschen gegen diese unverantwortliche Behandlung ihrer Landsleute immer energischer auslehnt, so wird man an maassgebender Stelle in Wien nicht das Geringste thun, um dieser sehr natürlichen Reaktion des Nationalgefühles, welches seine Langmuth schon allzulange gezeigt hat, Einhalt zu gebieten. Es dürfte freilich auch nichts geschehen, um die Verstimmung Deutschlands gegen Frankreich zu steigern; aber daß das Verhältniß, wie es jetzt zwischen beiden Staaten besteht, nicht ohne Rückwirkung auf die Beziehungen der betreffenden Kabinette bleiben kann, ist wohl ohne Weiteres klar. Freilich an man es in Berlin im gesättigten Gefühle errungener Erfolge ertragen, daß das Nachbarvolk einen etwas gar zu umfangreichen Gebrauch von dem Rechte gemacht hat, über den Sieger mit Schwärzen herzugehen. Aber wenn an der Thüre jedes Deutschen in Frankreich gleichsam ein rothes Kreuz gemalt wird, um ihn, wie zur Zeit der Bartholomäusnacht, dem Hasse des Pöbels als jagbares Opfer zu bezeichnen, dann nähern sich die Dinge jenem Urzustande, in welcher nicht Sitte und Gastrecht, sondern das Recht der stärkeren Faust gilt.“ Dem Kaiser ist die dreizehnstündige Fahrt von Berlin nach Ems recht gut bekommen, obwohl die

## Feuilleton.

### Schatten!

Kriminal-Novelle von R. J. Anders.

(Nachdruck verboten.)

Station 7! „Nach B. aussteigen!“

Nur ein Passagier arbeitete sich mühselig zwischen den Toiletten der Damen eines Koupees zweiter Klasse hindurch und sprang dann mit jugendlicher Elasticität auf den Perron, während der Zug gleich darauf in der Richtung nach E. fortbrauste.

Der Passagier, der denselben soeben verlassen hatte, war ein noch junger Mann. Er mochte nicht ganz dreißig Jahre zählen, dennoch verrieth sein Auge jene Sicherheit des Blickes, wie man sie sonst nur bei Männern reiferen Alters anzutreffen pflegt.

Von kräftiger Gestalt, zeigte er mit jeder Bewegung den Mann von Bildung und besseren Sitten und die Wirthin des Stations-Restaurants, das er gleich darauf betrat, wendete dem einzigen Gaste daher doppelte Sorgfalt zu. Nicht allein seine Manieren, sondern auch die fast imponirende Schönheit des Reisenden nöthigten der Wirthin unwillkürlich eine Liebeshuldigung ab, wie sie bei derselben nicht gerade an der Tagesordnung war.

Der Fremde hatte, nachdem er die Wirthin in leicht freundlicher Weise begrüßt, an einem der sauberen Tische Platz genommen. Er erbat sich die Speisekarte und musterte, während er dieselbe anscheinend eifrig studirte, flüchtig das Zimmer.

„Kann ich hier zu Nacht bleiben?“ fragte er, die

Karte zurückgebend und das verlangte Gericht darauf mit dem Zeigefinger andeutend. „Es ist nemlich stets das erste Beginnen auf Reisen, mich um ein möglichst angenehmes Nachtquartier zu bekümmern, denn wenn der Körper sein Heim gefunden, fühlt der Magen doppeltes Behagen an den sich ihm bietenden Genüssen.“

Die Wirthin stand noch immer vor ihm, ohne auf die Frage eine Antwort zu ertheilen, während sich in ihren Mienen die Verlegenheit deutlich ausdrückte.

„Du mein Himmel“, sprach der Fremde lächelnd, „Sie werden doch hier im Bahnhof-Restaurant, besonders da diese Station den Kreuzungspunkt bildet, ein Zimmerchen für einen Fremden übrig haben? Anschluß hat der Zug nicht und ich kann doch unmöglich von abends elf bis morgens fünf Uhr hier schlaflos zubringen.“

„Ja, mein Herr“, nahm endlich die Wirthin das Wort, „es dürfte Ihnen, wenn Sie es nicht vorziehen, in der schönen Sommernacht nach B. zu gehen, nichts weiter übrig bleiben. B. ist aber nicht weit; Sie können es, wenn Sie tüchtig zuschreiten, in drei Viertelstunden ganz bequem erreichen.“

„Ist doch wenigstens ein Trost“, rief der Fremde lachend. „Da sieht man wieder“, fügte er unwillig und mehr für sich hinzu, „die Segnungen der Privat-Eisenbahngesellschaften. Bauen da ein halb Duzend Industrielle eine Zweigbahn von 15 Kilometer Länge und nicht allein, daß dieselbe keinen regelmäßigen Anschluß hat, ist auch nicht einmal auf dem Stationsgebäude, das das einzige Haus auf der Station bildet, ein Fremdenzimmer vorhanden.“

„Das sei Gott geklagt!“ fiel hier die Wirthin ein,

„denn glauben Sie mir, mein Herr, wir haben am schwersten unter diesem Uebelstande zu leiden. So etwas spricht sich bald herum und da ist es keinem Fremden zu verargen, daß er lieber weiter fährt oder schon auf einer früheren Station aussteigt, um dort zu übernachten, während wir hier in der schweren Nacht sitzen und nur das Nachsehen haben.“

„Sollte sich denn nicht trotzdem ein ganz kleines Zimmerchen finden, geeignet, mich bis morgen zu beherbergen?“ fragte der Fremde nochmals dringend. „Ich bin nicht verwöhnt und nehme mit dem bescheidensten Raume fühlend, denn die Aussicht, in der Nacht in einer wildfremden Gegend als einzelner Mann drei Viertelstunden zu laufen, ist gerade nicht verlockend.“

„Leider kann ich Ihnen beim besten Willen nicht dienen“, betheuerte die Wirthin nochmals, „so leid es mir auch thut, einem so anständigen Herrn diese Bitte diesem Zimmer nur noch vier Räume, von denen zwei von der Direktion benutz werden, eins zur Vorrathskammer dient und das vierte endlich Wohn- und Schlafgemach für meine Familie bildet.“

„Sieh, sieh!“ erwiderte der Fremde lächelnd, „also schon verheiratet; das hätte ich Ihnen, verehrte Frau, nicht angesehen!“

Der Fremde mußte wohl eine Absicht dabei haben; denn wenn die Wirthin sich auch noch in den besten Jahren befand, so war sie doch sicherlich längst über jenes Alter hinaus, in dem eine derartige Mittheilung Befremden hervorrufen konnte. Er hatte seinen Zweck erreicht. Welche Dame hört nicht mit Entzücken, daß ein hübscher Mann sie für jünger hält, als sie ist?